



Einer unserer Professoren, der Bodenkundler Dr. Bernhard Ulrich, entdeckte, dass die von unserer Industriegesellschaft ausgestoßenen Luftschadstoffe für das Waldsterben verantwortlich waren. In erster Linie führten Schwefel- und Stickstoffverbindungen zum sauren Regen, der die Waldökosysteme stark belastete. Professor Ulrich machte dies publik und es begann eine jahrelange, intensive, zum Teil sehr emotionale gesellschaftliche Debatte.

Als junge Forststudenten wollten wir unseren Beitrag dazu leisten. Wir saßen schließlich an der Quelle, Professor Ulrich war unser Lehrer und einige von uns wollten das erworbene Wissen an interessierte Bürger weitergeben. Wir gründeten eine Gruppe, die samstägliche Exkursionen in die Wälder der Umgebung Göttingens anbot und bei denen wir über das Waldsterben aufklärten. Die Deutschen lieben ihren Wald und dementsprechend groß war das Interesse. Wir beschäftigten uns also sehr intensiv und aktiv mit der Thematik. Wir wollten, dass etwas gegen das Waldsterben unternommen wird. Ungeduldig wie wir als junge Menschen waren, wollten wir, dass sofort

Maßnahmen eingeleitet werden. Deshalb waren wir zu Beginn unserer Aktivitäten ziemlich frustriert. Unserer Meinung nach handelte die Politik viel zu zögerlich, doch dann passierte Folgendes:

Die Bundesregierung reagierte, indem sie im Verlauf der 1980er-Jahre gesetzliche Regelungen erließ, die zu einer deutlichen Verminderung vor allem der Schwefeldioxidemissionen führten. Am wirkungsvollsten war die Vorgabe, dass alle Abgase aus Kohlekraftwerken entschwefelt werden mussten. In den 1990er-Jahren sank die Schwefelbelastung durch die Abschaltung vieler ostdeutscher Braunkohlekraftwerke weiter. Auch die deutsche Forstwirtschaft reagierte: Um die Wirkungen des sauren Regens zu mildern, begann man den Wald per Hubschrauber oder von Fahrzeugen aus zu kalken. Der Kalk neutralisiert die per Luftverschmutzung eingetragenen Säuren für einige Jahre.

Die Maßnahmen zeigten Wirkung: Die Wälder erholten sich so weit, dass für Laien Schäden kaum mehr zu erkennen waren, und im Verlauf der 1990er-Jahren erlosch die Debatte um das Waldsterben. Die Schäden waren mittlerweile in »neuartige Waldschäden« umbenannt worden und nur noch die Forstwirtschaft beschäftigte sich damit. Oberflächlich betrachtet könnte man meinen, alles sei gut. Bis zu einem gewissen Grad ist es das auch, weil die große, drohende Gefahr – das großflächige Absterben von Wäldern – gebannt worden ist. Der Einsatz von allen Waldbesorgten – von Experten wie Professor Dr. Ulrich, von aktiven Bürgern, wie wir es als junge Forststudenten waren, von Naturschutzverbänden und von einsichtigen Politikern – hat sich also definitiv gelohnt. Bei aller Umweltbesorgnis können wir, sollten wir uns darüber freuen! Dennoch stören mich zwei Dinge an dieser Geschichte:

Das Waldsterben wird immer wieder als Beispiel für völlig überzogenen Umweltalarmismus genannt. Schon so oft habe ich mit einem hämischen Unterton den Satz »Was ist denn aus dem Waldsterben geworden?« gelesen oder gehört. Meistens im Zusammenhang damit, dass die Sorge um Klimaerwärmung, Tropenwälder, Vermüllung der Meere und Rückgang der Artenvielfalt wahrscheinlich ebenso hysterisch und unbegründet sei. Doch was wäre passiert, wenn keiner Alarm geschlagen hätte? Wenn nicht auf die zum Teil

eklatanten Waldschäden reagiert worden wäre? Die Antwort auf diese Fragen ist ziemlich eindeutig: die Waldschäden hätten weiter zugenommen. So aber ist dies erfreulicherweise nicht passiert und bei den Warnungen handelte es sich um eine »self-destroying prophecy«, also um eine sich selbst zerstörende Prophezeiung. Das heißt, die Prophezeiung (»Das großflächige Absterben von Wäldern wird weiter zunehmen«) löste Reaktionen aus, die zur Folge hatten, dass sie gerade *nicht* eintrat. Und damit erscheint sie auch im Nachhinein als absolut notwendig und gerechtfertigt.

Nicht weniger ärgert mich, dass es bei der Berichterstattung in Presse, Funk und Fernsehen tendenziell nur *Schwarz* oder *Weiß* gibt. Ein Thema ist entweder *in* oder *out*. In der ersten Hälfte der 1980er-Jahre war das Waldsterben *in*. Entsprechend stürzten sich die Medien darauf. Ein erster Einbruch bei der Waldsterbenberichterstattung kam mit der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl im Jahr 1986. So ein Reaktorunfall machte natürlich mehr her als ein paar sterbende Bäume. Über Süddeutschland zogen radioaktive Wolken hinweg und dort, wo es regnete, sind die Böden bis heute mit Cäsium belastet. Das war der Anfang vom Ende der Berichterstattung über das Waldsterben. In den 1990er-Jahren dümpelte das Thema noch ein wenig vor sich hin und 2003 erklärte die damalige Bundeslandwirtschaftsministerin Renate Künast in einem Interview mit der Zeitschrift WELT AM SONNTAG das Waldsterben für überwunden. Das war ein wenig umstritten, zumal es dem Wald nach dem Jahrhundertsommer 2003 sehr schlecht ging, aber letztendlich war's das. Doch war's das wirklich?

Tatsache ist, dass der Wald vielerorts langsam vor sich hin leidet. Das liegt vor allem daran, dass sich die Bodenqualität schleichend verschlechtert. Die Schwefelemissionen konnten zwar deutlich zurückgefahren werden, der Eintrag von Stickstoffverbindungen in unsere Ökosysteme (zum Teil als Salpetrige und als Salpetersäure) ist jedoch nach wie vor enorm hoch. Dieser Stickstoff stammt aus der Landwirtschaft, dem Verkehr, der Industrie und den Heizanlagen der Privathaushalte. Die Belastung durch sauren Regen ist zwar gegenüber den 1970er- und 1980er-Jahren gesunken, allerdings ist sie nach wie vor gegeben. Das Fatale ist, dass sich dadurch langfristig

die natürlichen Puffersysteme des Bodens erschöpfen. Teilweise gelingt ein Gegensteuern durch die Waldkalkung. Aber auch diese kostet Geld und wird nicht überall, wo es notwendig ist, durchgeführt. Zudem ist sie umstritten. Es ist ein recht schwerwiegender Eingriff in den Naturhaushalt und letztendlich ist es das sprichwörtliche »Rumdoktern« an Symptomen, ohne die Ursachen anzugehen. Die negativen Auswirkungen der Schadstoffemissionen sind eben nicht so einfach auszugleichen. Eine fortschreitende Bodenversauerung hat eine Freisetzung von Aluminiumionen und Schwermetallen zur Folge. Diese waren vorher im Boden gebunden und können nun das Wasser von Trinkwasserquellen belasten. Auch deshalb sind im Verlauf der letzten Jahrzehnte in Deutschland Hunderte von Trinkwasserquellen geschlossen worden. Eine Möglichkeit, die Schließung zu verhindern, besteht darin, das Wasser einer stark belasteten Quelle mit dem einer geringer belasteten zu mischen, sodass der Schadstoffwert sinkt. Dazu muss man die beiden Quellen mit einer Wasserleitung verbinden. Wir können uns das im doppelten Sinne leisten: Zum einen haben wir genügend finanzielle Ressourcen, zum anderen sind wir ein ziemlich wasserreiches Land. Deshalb findet sich oft in der Nähe einer schadstoffbelasteten Quelle eine, die noch nicht verseucht ist. Die Kosten für den Leitungsbau halten sich damit in Grenzen. Gerade angesichts der Veränderungen durch den Klimawandel mit den immer ausgeprägter auftretenden Dürrephasen liegt die Frage nahe: Wie lange geht das gut?



Die sich selbst zerstörende Prophezeiung

Die Schwermetalle im Boden werden auch von Pilzen und Pflanzen aufgenommen, ebenso von den Bäumen. Früher hat man den Garten mit Holzasche gedüngt. Das sollten Sie heute tunlichst unterlassen, da in der Asche so viele giftige Schwermetalle enthalten sein können, dass sie Ihren Garten langsam, aber sicher in eine Giftmülldeponie verwandelt.

Was lehrt uns das alles? Zum einen lässt sich immer wieder das gleiche Muster beobachten: Wir neigen bei akuten Umweltproblemen dazu, nur gerade so viel zu tun, dass sie nicht mehr offensichtlich sind. Beim Beispiel Wald reicht es uns aus, wenn eine Erkrankung oder Beeinträchtigung für den Laien nicht mehr erkennbar ist. An die tiefere Ursache für unsere Umweltprobleme, an unseren zu hohen und stetig weiter steigenden Ressourcenverbrauch, gehen wir nicht ran. Wir sind nach wie vor weit davon entfernt, unsere grundsätzliche Haltung zu verändern. Eine Haltung, die davon ausgeht, dass wir das Recht haben, Natur zu verbrauchen.

Zum anderen kann man an dem Beispiel des »verschwundenen« Waldsterbens sehen, dass es möglich ist, Dinge zum Besseren zu wenden. Es ist möglich, Entwicklungen, die auf eine Katastrophe zusteuern, so weit abzumildern, dass die große Katastrophe doch nicht eintritt oder wesentlich verzögert wird. Es ist jedoch nur möglich, wenn begründete Warnungen von der gesamten Gesellschaft ernst genommen werden. In diesem Sinne könnte ich in 30 Jahren den hämischen Satz »Ja, wo bleibt sie denn, die Klimakatastrophe?« ganz gut ertragen. Wir werden ihn nur zu hören bekommen, wenn wir *jetzt* auf die Alarmrufe reagieren.